

Hans-Edwin Friedrich/Sven Hanuschek (Hg.):

**»Reden über die Schwierigkeiten
der Rede«**

Das Werk Helmut Heißenbüttels

neo**AVANTGARDEN**

et+k

edition text + kritik

Literaturtheorie ohne Welttheorie? Zur Poetik von Helmut Heißenbüttel

1 Vorbemerkung

Kein deutschsprachiger Autor dürfte nach 1945 eine Poetik vorgelegt haben, die auch nur annähernd so interessant ist wie die von Helmut Heißenbüttel.¹ Da ich allerdings im Folgenden einige Grundannahmen der Poetik Helmut Heißenbüttels überwiegend skeptisch beurteile, will ich vorab meine Ausgangsposition skizzieren: Ähnlich wie Heißenbüttel war ich nie ein Anhänger jener arrivierten Literatur, jener höheren Trivialliteratur, wie sie etwa Autoren wie Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Martin Walser verfasst haben. Und nichts liegt mir ferner, als bei Heißenbüttels Poetik die verschiedenen Phasen, expliziten Einschränkungen und Korrekturen seiner Poetik gänzlich außer Acht zu lassen. Richtig und richtungsweisend sind bis heute seine Hinweise auf ein »multiples Ich« oder sein auf Carl Einstein zurückgehendes Konzept der »Halluzinatorik«. Hier soll indessen hauptsächlich gezeigt werden, wo noch immer offene Fragen im Zusammenhang mit der Poetik Heißenbüttels bestehen.²

2 Was für eine Poetik ist die Poetik Helmut Heißenbüttels?

Heißenbüttels Poetik ist weder eine übliche Autorenpoetik (die gewissermaßen Sonderrechte beanspruchen dürfte) noch ist Heißenbüttels Poetik trotz der vielen diesbezüglichen Anleihen eine philosophische oder literaturwissenschaftliche Poetik. Heißenbüttels Poetik changiert, oszilliert, wechselt oft innerhalb einer einzigen Formulierung zwischen einer Poeten-Poetik und einer wissenschaftlichen Poetik. Durchgängig ist sie weder das eine noch das andere, sie entzieht sich einem einseitigen Zugriff. Durch

¹ Bezugspunkte für die Annahme einer »Poetik« bei Helmut Heißenbüttel bilden vor allem seine Bücher *Über Literatur*. Olten, Freiburg i. Br. 1966 und *Zur Tradition der Moderne*. Aufsätze und Anmerkungen 1964–1971. Neuwied, Berlin 1972 sowie sein Briefwechsel über Literatur mit Heinrich Vormweg. Neuwied, Berlin 1969.

² Meist indirekt und mit einigen nicht unwesentlichen Korrekturen beziehe ich mich hier u. a. auf meinen Aufsatz *Moderne Literatur lässt sich nicht länger sprachtheoretisch begründen*. *Helmut Heißenbüttel Theorie als Beispiel*, der 1986 im *Merkur* erschienen ist (40 [1986] S. 565–577). – Wieder abgedruckt im vorliegenden Band.

ihren ständigen Wechsel der Ebenen immunisiert sich Heißenbüttels Poetik auch stark gegen eine Kritik »von außen«, lässt sie doch jeden Kritikversuch als »unfair« erscheinen.

Hätten wir es überwiegend mit einer Poeten-Poetik zu tun, dann könnte man sie fasziniert referieren, auch ordnen, ansatzweise kommentieren – wie etwa bei den interessanten Überlegungen von Kurt Schwitters zur Schrift oder zur phonetischen Poesie (insbesondere zu seiner *Sonate in Urlauten*), die allerdings aus wissenschaftlicher Sicht schwerlich akzeptabel sind.³ Auch Velimir Chlebnikovs Überlegungen zu einer »Sternensprache« sind ohne Zweifel grandios, aber ebenfalls sprachwissenschaftlich selbstverständlich unzutreffend.⁴ Wir gestehen also einer Poeten-Poetik einen quasi exterritorialen Status zu, hätten aber sogleich hinzuzufügen, dass Heißenbüttel solche Freiheiten bzw. solchen Schutz für seine Poetik offenbar überhaupt nicht in Anspruch nehmen wollte, im Gegenteil: Die vielen expliziten Anleihen Heißenbüttels bei den Wissenschaften würden es eher nahelegen, Heißenbüttels Poetik mit den Maßstäben der wissenschaftlichen Poetik zu messen. Wenn man das aber tut, fällt eine Kritik, wie gesagt, »unfair« aus, weil sie jene andere Seite, nämlich die Poeten-Poetik, zu wenig berücksichtigt, weil sie zu wenig berücksichtigt, dass Heißenbüttels Grundannahmen oft nur innerhalb der eigenen, z. T. durchaus eigenwilligen Programmik abgesichert sind.⁵

3 Eine Poetik, schwerlich zu beobachten

Wie also beobachtet man Heißenbüttels Poetik, wenn man streng genommen nicht beide Aspekte, nicht die Poeten-Poetik und gleichzeitig auch die wissenschaftsähnliche Poetik, in einem einzigen Beobachtungsvorgang be-

³ Weder handelt es sich um eine »Sonate« noch handelt es sich um »Urlaute«; vgl. etwa Kurt Schwitters: *Das literarische Werk*. Hg. von Friedhelm Lach. Band 5: *Manifeste und kritische Prosa*. Köln 1981, S. 288–292; vgl. auch Bernd Scheffer: *Anfänge experimenteller Literatur*. Das literarische Werk von Kurt Schwitters. Bonn 1978, S. 240–249.

⁴ Vgl. Velimir Chlebnikov: *Werke 1: Poesie*. Hg. von Peter Urban. Reinbek 1972.

⁵ Hier liegt ein ähnliches Problem vor, wie wir es bei Lessings berühmtem *Laokoon*-Text vorfinden: Liest man Lessings *Laokoon* als poetischen Text, als Essay, dann ist der Text grandios. Liest man oder zitiert man Lessings Text hingegen unmittelbar als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Debatte über Schrift und Bild, dann sind Lessings Vorschläge (übrigens trotz ihrer anhaltenden Karriere in wissenschaftlichen Debatten) unhaltbar: Aus der wissenschaftlichen Perspektive weisen sie fortlaufend falsche Grundannahmen über Schrift und Bild auf (wie man inzwischen weiß oder wissen könnte). Ähnliches würde etwa gelten für Walter Benjamins berühmten *Kunstwerk*-Aufsatz und dessen anhaltende Karriere. Auch bestimmte »steile« (und daher verbreitete, berühmte) medientheoretische Thesen von Marshall McLuhan, Vilém Flusser oder Neil Postman sind ohne Abstufungen und einschränkende Differenzierungen schwerlich diskutabel.

obachten kann. Entscheidet man sich für die eine Seite, kommt die andere Seite zu kurz. Beobachtet man vorzugsweise ganz bestimmte Aspekte von Heißenbüttels Poetik, dann ist die Aussage von Thomas Eder, Heißenbüttel habe eine »visionäre Poetik« vorgelegt, tatsächlich einigermaßen unanfechtbar.⁶ Die Anfangszugeständnisse, die man macht, die Vorsätze, mit denen man startet, entscheiden über das Resultat: Mich interessiert hier vor allem Heißenbüttels Differenz zu einer Poetik, die auch als wissenschaftliche Literaturtheorie und Poetik überzeugen könnte; das ist also die Vorentscheidung, die bei meiner Kritik stets zu berücksichtigen ist.

4 Heißenbüttels Ablehnung einer Subjektkonzeption

Heißenbüttel hat lange Zeit das Ziel einer Verbannung des Subjekts aus der Literatur verfolgt. Womöglich resultiert Heißenbüttels Schwanken zwischen einer Poeten-Poetik und einer wissenschaftlichen Poetik aus seiner vehementen Ablehnung traditioneller Autor- und Subjektkonzeptionen. Er strebt gewissermaßen das Gegenteil einer Genie-Ästhetik an. Die »Phänomenologie des Subjekts« sei »an ein Ende« [ÜL 193] gekommen – und dieser Einsicht will Heißenbüttel in Theorie und dichterischer Praxis konsequent entsprechen: »Das Medium, das seine Inhaltslosigkeit ausdrücklich offenbart, löscht den Bezugspunkt, den der Einzelne wie die Gesellschaft in sich hatten, aus und bildet den einzigen und absoluten Bezug.« [TM 170] Heißenbüttel erhofft sich durch Hinwendung der Literaturproduktion ins Methodische,

daß das, was noch immer Literatur genannt werden muß, allgemein wird. Daß der alte Traum von der Gemeinsprache der Literatur realisierbar ist, nicht auf der Regression der pseudohumanistischen und pseudosubjektiven Klischees, wie es die dogmatische kommunistische Kulturideologie und die restaurativen Kulturbewahrer der westlichen Welt wollen, sondern in der Befolgung der nachsubjektiven progressiven literarischen Methoden. [ÜL 219 f.]

Doch auch eine eigenwillige, eine exterritoriale Poeten-Poetik wird schwerlich bestreiten können, dass sie starken Subjektkonzeptionen entstammt und dass sie starke Subjektkonzeptionen auch unvermeidlich als Ziel beibehält. Größere Chancen einer relativen Subjektlosigkeit hätte dagegen eine wissenschaftliche Poetik – etwa dann, wenn sie sich von Luhmanns Systemtheorie anregen ließe und alle Subjekt- bzw. Aktanten-Handlungen aus dem Literatursystem verbannte. Wenn man aber dieses Ziel verfolgt,

6 Vgl. den Beitrag von Thomas Eder im vorliegenden Band.

dann darf man freilich die Subjekt-Konzeption der Philosophie nicht mit der linguistischen Subjektkonzeption der Grammatik verwechseln, wie Heißenbüttel das getan hat. Heißenbüttels häufige Äquivokation zwischen dem Subjekt als Erfahrungsinstanz und dem Subjekt als grammatikalischer Satzgegenstand ist aus wissenschaftlicher Sicht nicht zu halten. Wenn ein Autor Formulierungen ohne die übliche grammatikalische Subjekt-Objekt-Relation darbietet (wie etwa in Heißenbüttels *Textbüchern*), hat er ja nicht sogleich schon die Phänomenologie des Subjekts nennenswert tangiert.

Heißenbüttels Versuche einer antigrammatischen Redeweise attackieren zwar die Redeformen der grammatikalischen Subjekt-Objekt-Relation, aber das betrifft nicht unmittelbar auch schon das Subjekt als Erfahrungsinstanz – und noch weniger sind auf diesem sprachlichen Weg sogleich nennenswerte Veränderungen der Weltinterpretation zu erzielen. Ich bestreite nicht, dass hier sehr reizvolle literarische Textversuche stattfinden können, aber es besteht kein Anlass, auch noch in der theoriegeleiteten Interpretation und Analyse auf solche aufschlussreichen Fehlversuche der Subjekt-Verbannung hereinzufallen. Literatur ist selbst noch im Sprachexperiment in einem hohen Maße dadurch charakterisiert, dass sie gewissermaßen wider besseres Wissen die Überschätzung des Subjekts, die Fiktion des Subjekts in unvergleichlicher Weise aufrechterhält. Es ist geradezu die Aufgabe von Literatur geworden, das Weiterspielen von Subjekt-Spielen zu sichern, die andernorts als obsolet gelten müssen.

Wenn man das Subjekt verbannen will, kann man es nicht einfach eskamotieren, sondern muss ihm eine Art von Exil-Ort zuweisen. Auch die Systemtheorie hat gezeigt: Wenn man Erfahrungssubjekte aus Literaturprozessen verbannen will, dann muss man Subjekte, Aktanten, Akteure, Autoren und Leser nach ihrer Verbannung aus den Eigen-Prozessen des Literatursystems doch wieder unvermeidlich, zumindest als notwendige Umweltbedingung einführen, gewissermaßen ein partielles Re-Entry des Subjekts vorsehen. Literatursystem und Subjekte bedingen dann einander immer noch gegenseitig – als Irritationen, als Anstöße. Eine systemtheoretische Subjektverbannung läuft indessen erheblich anders, als Heißenbüttel das Jahrzehnte früher voraussehen konnte.⁷ Grob gesagt: Heißenbüttels

7 Zu einer gänzlich subjektlosen Sprach- und Literaturkonzeption werden sich auch hart gesottene Systemtheoretiker kaum entschließen wollen. Vielleicht sagen sie ja noch »Sprache spricht sich selbst und liest sich selbst bzw. hört sich selbst« und vielleicht sagen sie ja sogar noch »Sprache analysiert sich selbst«, aber solche Formulierungen können dann nur in dem Kontext gegeben werden, dass Kommunikation und Bewusstsein zwar gänzlich getrennt, gleichwohl notwendigerweise aufeinander angewiesen sind, einander bedingen, dass dort, wo es selbstläuferartige Kommunikation gibt, immer auch selbstläuferartiges Bewusstsein vorausgesetzt werden muss.

völlige Eskamotierung von Subjekt und Bewusstsein ist aus der Sicht einer wissenschaftlichen Poetik mindestens in der Weise falsch, in der sie unvollständig ist.

5 Heißenbüttels Gleichsetzung von Sprache und Welt

Heißenbüttels zumindest phasenweise starke Gleichsetzung von Sprache und Welt trifft allenfalls im Sinne einer Poeten-Poetik zu, dann also, wenn man einer solchen Poetik zirkelhafte, tautologische Grundannahmen zugesteht. Indessen kommen bei Heißenbüttel vor allem hier seine eingangs erwähnten expliziten Anleihen bei der Wissenschaft deutlich zum Vorschein:

Diese Gleichsetzung zwischen Sprache und Welt, Weltverständnis, Weltorientierung, wird heute immer mehr zur allgemeinen Überzeugung. Den Forschungen der sprachwissenschaftlich interessierten Ethnologen kommen die Einsichten der Philosophen und der Semantiker entgegen. [ÜL 100]

Erst was von der Literatur sagbar gemacht wird, bestimmt das Sagbare; ja bestimmt das, was es *überhaupt gibt*; denn es gibt nur das, was ausgesprochen werden kann. [TM 223]

Daß unsere Erlebnisqualität und unsere Erlebnismaterialität sprachlicher Natur ist, das gilt es zurückzuentdecken.⁸

Der These vom sprachlichen Weltbild hat etwa Harald Weinrich in seinen *Linguistischen Bemerkungen zur modernen Lyrik* energisch widersprochen; er hat sie als »grundfalsch« bezeichnet, gerade auch im Hinblick auf die Überschätzung der weltbildenden Struktur der grammatikalischen Subjekt-Objekt-Relation, wie sie bei Heißenbüttel vorliegt. Im Übrigen darf man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass Heißenbüttel den Aufsatz von Harald Weinrich gekannt hat, erschien dieser doch 1986 in der damals weit verbreiteten Zeitschrift *Akzente*, in der Heißenbüttel auch selbst publizierte.

Eine Literaturtheorie muss mehr bieten als eine pure Sprachtheorie. Sie muss sich signifikant von einer Sprachtheorie unterscheiden. Eine Poetik muss vor- und außersprachliche Perspektiven integrieren. Welche Welt-Perspektiven das dann jeweils sind, ist relativ frei wählbar: Man kann gesellschaftspolitische Elemente integrieren oder tiefenpsychologische

⁸ Helmut Heißenbüttel: Konkrete Poesie heute? Eine Abschweifung. In: *Protokolle* (1978) H. 1, S. 244–255.

oder Körperströme, was auch immer. Aber irgendetwas muss im Fall der Literaturtheorie zur Sprachtheorie hinzukommen.⁹

Inwieweit versteht man etwas von Popmusik, wenn man nur etwas von den formalen Strukturen der Melodien der Songs versteht? Wer etwas von Kameraeinstellungen und Beleuchtungsverhältnissen versteht, hat nicht zwangsläufig auch schon eine ausreichende Kompetenz bei Filmen. Um etwas von Drogen und anderen Medien zu verstehen, braucht man mehr als nur ihre rein chemische oder physikalische Beschreibung.

Genau besehen sind Heißenbüttels zahlreiche Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Welt tautologisch. Eine Formulierung wie »Es gibt nur das, was ausgesprochen werden kann« [TM 223] heißt genau besehen nichts anderes als: *Innerhalb der Sprachwelt* gibt es nur das, was ausgesprochen werden kann. Eine Formulierung wie »Die Veränderungen der Sprache bedeuten Veränderungen der Weltinterpretation« [ÜL 241] müsste genauer lauten: Die Veränderungen der Sprache bedeuten Veränderungen der *sprachlichen* Weltinterpretation.

Sprache spricht und hat eine sprachliche Welt. Bilder bilden und haben eine Bildwelt. Musik musiziert und hat eine Musikwelt, Wirtschaft wirtschaftet und hat eine Wirtschaftswelt. Politik politisiert und hat eine Politikwelt. Pop popt und hat eine Popwelt. Gefühle fühlen und haben eine Gefühlswelt. Wie auch immer: Es gibt offenkundig andere Welten als nur die der Sprachwelt. Und die Tatsache, dass sich über diese anderen Welten sprachlich etwas sagen lässt, bedeutet alles andere als die Tatsache, dass diese Welten überhaupt nur mit Sprache erfahrbar sind. Sprache kann allenfalls die Impulse, die Anstöße, die Anregungen liefern, aber der Weg, den das rezipierende Bewusstsein dann nimmt, ist mit den Mitteln, über die Sprache verfügt, nur sehr unzulänglich charakterisiert. Eine sprachliche Beschreibung bleibt ein Notbehelf, der freilich mehr oder weniger unvermeidlich sein kann.

Über die Tatsache, dass es andere Welten als nur die Sprachwelten gibt, kann sich auch die Diskurstheorie, gewissermaßen die beste verfügbare Theorie, um den sprachlichen Welteinfluss auszuloten, nicht vollkommen hinwegsetzen. Die Diskurstheorie käme Heißenbüttel entgegen, aber sie rettet nicht sein Grundkonzept vom sprachlichen Weltbild. Das viel beschworene »Unsagbare« lässt sich überhaupt nur dann und überhaupt nur deshalb sagen, wenn es und weil es einer anderen Welt angehört als das »Sagbare« und gerade nicht von vornherein schon Bestandteil der

⁹ Fast alle Versuche der engen Zusammenarbeit zwischen Linguisten und Literaturwissenschaftlern sind gescheitert – möglicherweise durchaus »sachbedingt«, weil Literaturwissenschaftler fortlaufend »Welt« ins Spiel bringen, wohingegen Sprachwissenschaftler auch semantisch restriktiv bleiben.

Sprachwelt ist. Das Sagen des Unsagbaren ist nicht allein ein sprachimmanenter Prozess.

Allenfalls die Sprachwelt ändert sich ein wenig, wenn sich die Grammatik ändert und wenn sich die Formulierungen ändern. Allenfalls die Sprachwelt ändert sich ein wenig, wenn sich die Wortwahl ändert. Wer ausschließlich sprachlich gegen das schriftliche Verbot, den Rasen zu betreten, verstößt, übertritt in keiner Weise tatsächlich das Verbot. Allenfalls bereitet das Sprechen den Verstoß vor bzw. fordert dazu auf. Offenkundig: Sprache betritt den Rasen selber nicht, das muss man schon mit den Füßen machen.

Literaten sind nun einmal Maulhelden, aber man kann ihnen selbstverständlich in keiner Weise vorwerfen, dass sie ihr Metier handhaben und bei ihrem Metier bleiben. Aber als Personen und als Revolutionäre der Welt sollten sie genau deswegen auch nicht überschätzt werden. Heißenbüttel hingegen schreibt: »Meine Arbeit, als solche, selbst wenn es keine Leser dafür gäbe, könnte mehr bewirken als alle Kriege der Reaktion und alle Proteste der Progressiven.« [BL 65] Zu akzeptieren ist eine solche grandiose Erwartung im Übrigen nur als grandiose Subjektfantasie, als etwas, was Heißenbüttel aber erklärtermaßen ganz und gar nicht haben wollte.

6 Illusion der Selbstevidenz von Sprache

Nachdem Heißenbüttel Sprache mit der ganzen Welt gleichgesetzt und zudem jegliche Subjektbezüge aus seiner einzigen Welt, aus der Sprachwelt, verbannt hat, werden bei ihm konsequenterweise Sprach- und Literaturprozesse im vollsten Wortsinn »autonom«:

In der Reproduktion der [literarischen] Montage enthüllt die Sprache den Zustand ihrer eigenen Objektivität, sie erkennt sich selbst, und das ist das Kriterium ihrer Literarität. [ÜL 165]

Sie [die Literatur] verläßt die Relaisstation des Imaginativen und erfaßt die Welt unmittelbar in dem, was Sprache selbst von ihr wiedergibt. [ÜL 232]

Soweit ich sehe, war Hans Jürgen Heinrichs, gerade auch als Verehrer Heißenbüttels, einer der ersten, der den Autoren und Theoretikern der sogenannten »Neuen Poesie« zu Recht vorwarf, sie würden der »Illusion der Selbstevidenz«¹⁰ der Sprache unterliegen. Selbst Heinrich Vormweg hat in seinem Briefwechsel mit Heißenbüttel zunächst hartnäckig versucht, Hei-

¹⁰ Hans Jürgen Heinrichs: Spielraum Literatur. Literaturtheorie zwischen Kunst und Wissenschaft. München 1973, S. 66.

ßenbüttel darauf hinzuweisen, »daß niemand sich mit dem Eigenleben des Sprachmaterials zufrieden gibt, ja daß es unmöglich zu sein scheint, dies Eigenleben praktisch zu bestätigen. Sogar wo die Materialität der Sprache ausdrücklich Stoff und Thema ist, treffen die Texte über sie hinaus.« [BL 33] Offenkundig passten Heißenbüttel diese Hinweise nicht; er bricht die Diskussion darüber kommentarlos ab, und Heinrich Vormweg hakt nie wieder nach.

7 Sprache als Speicher

Korrekturbedürftig sind auch Heißenbüttels Vorstellungen von der Sprache als Speicher, von der Sprache als Vorratskammer. Angetreten war Heißenbüttel mit der Bezeichnung einer Situation, in der

die Literatur sich darauf verwiesen sieht, die Organisationsmittel der Sprache selbst auszunutzen, aus dem Vorrat der Sprache heraus zu arbeiten, sich sprachimmanent zu verhalten und zuzusehen, was das Medium hergibt. [BL 64]

Die »Bindung an einen bestimmten Autor« verliere die Literatur durch Verlagerung »in den Bereich der Sprache selbst, die nun als der Speicher eines allumfassenden überpersonalen Gedächtnisses erscheint. Die Wendung der literarischen Rede geht dahin, die Speicherungen dieser Vorratskammer auszulösen.« [TM 77]

Nicht was sich in kunstvollen Kombinationen in sie hineindeuten läßt, wird literarisch wirksam, sondern das, was die Wörter *von sich aus* herzugeben vermögen; was in quasi atomarer Bedeutungsspeicherung sich in ihnen gesammelt hat (und was nun wieder freigesetzt werden kann).¹¹

Doch nirgendwo im Mediengebrauch trifft man auf pure Signifikanten, auf Signifikanten pur. Nicht einmal Derrida versucht das, wenn er die Verweisfunktion der Signifikanten ins Endlose, ins Aussichtslose verschiebt. Anders gesagt: Es gibt keine reine Formbotschaft. Das verhindern Subjekte und ihr Bewusstsein in dem endlosen semiotischen Prozess, den wir Leben nennen.

Heißenbüttels Text *Politische Grammatik* [T2, 38] funktioniert nicht auf der Basis einer Eigendynamik der in den Vokabeln gespeicherten »Bedeutungshöfe«, sondern auf der Basis der jeweils voraussetzbaren Vorkenntnisse des jeweils beteiligten Personals. Dabei wird – aufs Ganze einer einzelnen möglichen Rezeption gesehen – sehr wenig, »aus der Sprache selbst«

¹¹ Helmut Heißenbüttel: Literatur und Wissenschaft. In: Akzente 12 (1965), S. 171–192, hier S. 183.

abgeleitet. Die notwendige Vorkenntnis, dass es »Verfolger« gibt und »Verfolgte«, die selber wieder Verfolger werden, diese Vorkenntnis wird lediglich verändert angestoßen und aktualisiert. Im Übrigen dürfte die Erfahrung der Verfolgung vermutlich eher körperlich »gespeichert« sein als sprachlich. Die Zeile »ich gehe in mir herum ein Zeichen sind wir fallend« [T4, 7] kann nicht selbst speichern, dass sie aus der zweiten Fassung (1803) von Hölderlins *Mnemosyne* (»Ein Zeichen sind wir, deutungslos«) zitiert; und »abrufen« kann diesen Bezug auch nur, wer ihn schon in seinem Kopf »gespeichert« hat.

8 Sprach- und Musikphysiker, emotionslos

So unterschiedlich die einzelnen Vertreter und Vertreterinnen der experimentellen Literatur, der »Neuen Poesie« auch gewesen sein mögen, in einer Hinsicht waren sich alle Autoren und Autorinnen einig: Gefühle haben in der Literatur nichts zu suchen. Gefühle in der Literatur waren von ihnen so gefürchtet, wie der Teufel das Weihwasser fürchtet. Das haben nicht nur die internen Diskussionen bei den zahlreichen Treffen des *Bielefelder Colloquiums Neue Poesie* gezeigt, sondern das hat auch eine empirische Studie von Siegfried J. Schmidt und Reinhard Zobel ergeben.¹²

9 Heißenbüttel Literaturkritik

Niemand hat Marcel Reich-Ranickis Illusionen (um nicht zu sagen Ahnungslosigkeiten) in Sachen Literatur besser beschrieben als Helmut Heißenbüttel, als er dem Großkritiker zu Recht vorhielt, er habe einen völlig untrüglichen »Instinkt für das Arrivierte«.¹³ Doch muss auch Heißenbüttels Streben nach

¹² Siegfried J. Schmidt, Reinhard Zobel: Empirische Untersuchungen zu Persönlichkeitsvariablen von Literaturproduzenten. Braunschweig 1983. Die Teilnahme an dieser Studie war mit der Finanzierung des ersten Treffens der *Neuen Poesie* verbunden. Es gab ziemlichen Ärger, als nach der Persönlichkeitsstruktur, zumal nach den Gefühlen der Autorinnen und Autoren in Einzelinterviews gefragt werden sollte. Ich kann die Situation, die ich hier meine, auch so beschreiben: Ich war einmal zu Gast bei einer Münchener Tagung zur *Neuen Musik* (1996 oder 1997). Dort trafen sich Komponisten und ausgewiesene Kenner und Anhänger dieser Art der experimentellen Musik. Das ganze Wochenende war mit keinem einzigen Wort jemals die Rede davon, was diese Musik eigentlich soll, was sie denn macht mit unseren Ohren, Gefühlen und Körpern, sondern es war ausschließlich die Rede von technischen Verfahrensweisen, stundenlang und ohne Unterbrechung. Ich hätte ebenso gut eine Tagung von Ton-Physikern besuchen können. Auch bei der experimentellen Musik trafen sich also offenbar nur Leute, für die Literatur und Musik völlig außerhalb der üblichen, nicht zuletzt emotionalen Kontexte liegen.

¹³ Helmut Heißenbüttel: Sorgen mit einem Kritiker. In: *Der Monat* 16 (1964) H. 184, S. 75–81, hier S. 80.

einer subjektunabhängigen Literaturkritik als Illusion gelten: »Ob man sich wie Reich-Ranicki auf Geschmack oder wie Enzensberger und Michel auf Marx beruft, kommt auf dasselbe heraus.« [BL 86] »Ich urteile sprachlich immanent.« [BL 88] Wie das gehen soll, bleibt ebenfalls unvorstellbar.

10 Heißenbüttels Medienbegriff

Angesichts dessen, dass wir bis heute keinen besonders brauchbaren, keinen konsensuellen Medienbegriff haben, ist es schon erheblich »unfair«, bei Heißenbüttels mehr als 40 Jahre altem Medienbegriff zu monieren, dass er schwerlich haltbar ist. Heißenbüttels Medienbegriff ist konsequent in der Beibehaltung der geschilderten Probleme. Seine Auffassung von Medien stimmt mit der *einen* möglichen Lesart von Marshall McLuhans Medienkonzeptionen überein, das Medium selbst sei *die* Botschaft. McLuhans Statement ist indessen falsch und richtig zugleich – je nachdem, was man beobachten will. Richtig ist das Statement, weil alle Medien, die im üblichen Gebrauch transparent, unsichtbar sind, die einfach nicht bewusst wahrgenommen werden, sich so handhaben lassen, dass sie über planmäßige »Formkatastrophen« (Peter Fuchs) doch in einer bestimmten Weise zum Vorschein kommen können. Spätestens wenn der Film reißt, wird klar, dass man einen Film gesehen hat. Und diese »Formkatastrophen« herbeizuführen, ist zweifellos eine bevorzugte Aufgabe experimenteller Kunst und experimenteller Literatur im 20. und 21. Jahrhundert. McLuhans Statement »the medium is the message« beschreibt also eine mögliche Tendenz, eine ganz bestimmte Beobachtungsmöglichkeit von Medien – unsichtbare Medialität – zur »Botschaft« werden zu lassen.

Andererseits muss man hinzufügen, dass es genau genommen keinerlei Bedingungen gibt, unter der das Medium jeweils selbst tatsächlich zur alleinigen Botschaft werden könnte. Die Verweisfunktion der Zeichen ist in keinem Fall gänzlich zu stornieren. Zeichen bedeuten immer etwas anderes, auch wenn man bei avancierter Kunst nicht mehr sagen kann, was dieses andere denn ist. Auch in der experimentellen Literatur ist die Verweis- und Interpretanten-Funktion niemals völlig außer Kraft zu setzen. Zeichen, Bezeichnetes und Interpretant können gar nicht vollständig differenzlos werden. Die »Botschaft«, was immer sie im Einzelfall auch sein mag, ist alles andere als eine restlos autonome Operation des Mediums selbst, ist alles andere als eine Selbstevidenz des Mediums. Alle Medien zeigen etwas anderes als sich selbst, alle Medien machen etwas erfahrbar, was in der jeweiligen Art und Weise zwar einerseits ausschließlich mit ihrer Hilfe erreichbar ist, aber es sind andererseits Erfahrungen, die niemals allein nur das Medium betreffen.

Angetreten war Heißenbüttel mit dem Vorhaben, eine rationale, sprachmaterielle, subjektlose Programmatik der Literatur der Moderne zu entwerfen. Darin sollte Literatur als eine der Wissenschaft vergleichbare Tätigkeit erscheinen. Durch die Hintertür stellt sich allerdings auch bei Heißenbüttel das nahezu unbeschädigt wieder ein, was Heißenbüttel durch die Vordertür hinausgeworfen hatte: grandiose Subjektfantasie, Sprachfetischismus, Sprachmagie, Sprachalchemie, Sprachesoterik. Zwangsläufig kommt es auch bei Heißenbüttel zu den sprachmagischen Implikationen, zu denen seit jeher alle Autoren gekommen sind, die Literatur ungewöhnlich stark auf Sprache reduziert haben. Am Beginn der deutschen Tradition der sprachmagischen Moderne wären zu nennen Arno Holz, Paul Scheerbar, Rudolf Blümner, Lothar Schreyer, Hugo Ball oder Otto Nebel. Heißenbüttel stellt »einfache grammatische Meditationen« [T1, 33] vor. Eugen Gomringer spricht von einem »meditationsgünstigen Objekt«. Hartmut Geerken gibt Texte von sich als »Meditationstexte« aus. Heinz Gappmayr proklamiert seine Textvorlagen als »Meditationsobjekte«. Gerhard Rühm trägt eine »phonetische Meditation« vor. Heißenbüttel spricht von »Exerzitien« [ÜL 53], davon, dass Texte »meditativen Charakter« [ÜL 22] haben, von »mystischer Entrückung«,¹⁴ von einem »Augenblick der Erleuchtung«,¹⁵ von »Versenkung« [BL 17]. Wie dieser ausdrückliche Weg in das »Innere] des Bewusstseins« [ÜL 171] sprachimmanent erfolgen soll, vermag ich wiederum nicht zu erkennen.

12 Erzählen anthropologisch fundiert?

Besonders im Briefwechsel mit Heinrich Vormweg kritisiert Helmut Heißenbüttel die Annahme, es gäbe so etwas wie ein anthropologisch fundiertes Bedürfnis nach Erzählung, nach Narration. Zwar lässt sich eine anti-grammatische und antinarrative Redeweise der Literatur ohne Zweifel inszenieren und es mag dabei auch zu interessanten und reizvollen »Täuschungsversuchen« kommen (wie im Fall der *Textbücher* Heißenbüttels), jedoch muss ein diskutables poetisches und poetologisches Programm wohl doch so etwas wie ein anthropologisch fundiertes Bedürfnis nach Erzählungen, nach Narration annehmen. Bei allen Entwicklungen und Ver-

14 Helmut Heißenbüttel: Kriterien für den Begriff des Gedichts im 20. Jhd. In: Sprache im technischen Zeitalter (1964) H. 9/10, S. 774–777, hier S. 777.

15 Helmut Heißenbüttel: Kurze Theorie der künstlerischen Grenzüberschreitung. In: Theater heute 6 (1965) H. 5, S. 23–24, hier S. 24.

änderungen der Poesie und der Poetik der vergangenen Jahrhunderte, diese eine Kontinuität scheint es zu geben (ich will da vorsichtig bleiben): Narrativität lässt sich zwar vielfältig variieren, steigern oder zurückdrängen, aber man darf vorerst weiter bezweifeln, dass ein Grundbedürfnis nach Erzählungen gänzlich verschwinden könnte.

13 Späte Korrekturen¹⁶

Man musste als Zeitgenosse und Zeuge von Heißenbüttels Poesie und Poetik kein Prophet sein, um das Ende des großen öffentlichen Interesses für »Konkrete Poesie«, für die »Neue Poesie«, für die »experimentelle Literatur« vorauszusagen. Ich konnte mir schon 1986, als mein *Merkur*-Aufsatz erschien, schwer vorstellen, dass ein theoretisches Selbstverständnis, dass eine Programmatik, dass eine Poetik, die auch im Fall ihrer intelligentesten Ausformungen, nämlich in den Ausformungen durch Helmut Heißenbüttel, dermaßen problematisch ist, dass eine solche Poetik nun ausgerechnet auch noch zukunftssicher und visionär sein sollte. Heißenbüttels Poetik fehlt paradoxerweise genau das, was sie am nötigsten hätte, was sie aber erklärtermaßen niemals haben wollte – ein über subjektlose Sprachprozesse hinausgehender, irgendwie gearteter subjekthafter Zugriff auf Welt.

Vielleicht sind ja Heißenbüttels Texte der letzten Lebensjahre als eine explizite oder mindestens implizite Korrektur der eigenen Poetik zu verstehen.

16 Heißenbüttel hat bei seinen Texten oft eine Einteilung in 13 Abschnitte vorgenommen; ich folge seinem Beispiel.